Positionen

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 234

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Michael Bodenmann
The Others (Street)

BLICKWINKEL

Redeplatz

«Lohnerhöhungen schaffen mehr Arbeitsplätze»

Gewerkschafter Dominik Dietrich über Mindestlöhne und die schöne neue flexible Arbeitswelt.

Dominik Dietrich, am 18. Mai ist Mindestlohn-Abstimmung. Landesweit würden rund 330'000 Personen von einem Ja profitieren, heisst es. Wie viele sind es in der Ostschweiz, die ja eher ein tieferes Lohnniveau hat als zum Beispiel Zürich?

Das weiss ich nicht genau. Sicher ist, dass vor allem Frauen betroffen sind, Angestellte im Detailhandel oder bei Billigladenketten. Da hat die Initiative auch vorauseilend bereits gewirkt: H&M, Aldi, Lidl oder Denner haben die Löhne erhöht. Auch wenn es ein Nein gäbe, hätten wir bereits einige Siege errungen.

Wo sind die Löhne am schlechtesten?

Generell gesagt: in der Gastronomie und im Detailhandel. Ein Negativ-Beispiel ist aber auch Presto, ein Unternehmen für die Frühzustellung. Das ist eine hundertprozentige Post-Tochter, aber sie zahlt miserable Löhne, der Stundenlohn liegt bei 17.50 Franken. Das dürfte die Post nicht zulassen.

Kritisiert wird, dass eine starre Lohnlimite von 22 Franken pro Stunde nicht sinnvoll sei, weil es grosse regionale Unterschiede gebe.

Von den Gegnern kommen immer die gleichen Argumente: zuallererst die Drohung, es gingen Arbeitsplätze verloren. Aber die Entwicklung der letzten Jahre im Detailhandel zeigt das Gegenteil – dort gab es Lohnerhöhungen, und es entstanden zugleich mehr Arbeitsplätze. Wenn die Leute mehr verdienen, steigt die Kaufkraft; dieses Argument wird von den Gegnern immer unterschlagen.

Die Arbeitswelt verändert sich rasant, man arbeitet flexibel und mobil statt zu fixen Arbeitszeiten und am festen Arbeitsplatz. Langfristig wird damit doch die Idee eines fixen Stundenlohns fragwürdig.

Diese Veränderungen gibt es, aber sie gelten nicht für die Leute, die zu Löhnen unter dem Mindestlohn oder gar an der Armutsgrenze arbeiten. Wir reden hier nicht von Ärzten mit ihren langen Arbeitszeiten, auch nicht von Kaderleuten und freien Berufen.

Aber reden wir von uns: Dass sich Arbeit und Freizeit immer mehr durchmischen, ist in vielen Berufen eine Tatsache – auf diesen Trend zur 24-Stunden-Gesellschaft hat die Initiative keine Antwort.

Was sich da abzeichnet, ist in meinen Augen eine Katastrophe. Beispielsweise die Tankstellenshops: Die Liberalisierung der Öffnungszeiten trifft gerade jene Angestellten, die heute unter dem Mindestlohn arbeiten. Vielerorts werden Arbeitszeiten ausgedehnt bei gleichem Lohn.

Bei der Gewerkschaft können Sie persönlich vermutlich auch nicht eine 40-Stunden-Woche fix einhalten?

Nein, gerade bei Kampagnen wie jetzt oder damals beim Kampf gegen die Schliessung von Swissprinters St.Gallen

machen wir natürlich Überstunden, aber die können wir kompensieren. Was das Einkaufsverhalten betrifft – ich habe zwei Abstimmungskämpfe gegen liberalisierte Ladenöffnungszeiten mitgemacht und bin überzeugt: Niemand ist darauf angewiesen, dass er 24 Stunden lang irgendwo einkaufen kann. Da braucht es den Kampf auf politischer Ebene.

Ihre Alterskollegen sehen das sicher anders. Flexibles Arbeiten bringt auch Freiheiten.

Ja, im Freundeskreis laufe ich an eine Wand. Man geht um elf in den Ausgang und kauft nachts am 24-Stunden-Shop ein. Man bestellt Dinge am Computer und lässt sie sich zuschicken. Und man bezahlt in der Migros am Scanner. Ich sehe das mit Beunruhigung – am Ende sitzt niemand mehr an der Migroskasse, es sind Arbeitsplätze verloren gegangen und auch ein Stück Einkaufsqualität. Da braucht es Bewusstseinsarbeit. Gerade über diese Scanner habe ich mit Bekannten geredet, und das hat etwas bewirkt. Aber viele sind blind oder denken nicht an die Folgen und Zusammenhänge. Wie beim Mindestlohn, da sagt sich mancher: Ich verdiene ja genug, was soll ich mich da um das Thema kümmern ...

Sie glauben, dass man da etwas ändern kann?

Ich bin überzeugt, dass wir ein Umdenken hinbringen müssen, sonst laufen wir in eine schwarze Zukunft hinein. In dem Mass, wie Automatisierung und Digitalisierung zunehmen, gehen Arbeitsplätze verloren, und damit schwächen wir wiederum unsre Sozialeinrichtungen. Ein Teufelskreis – ausgelöst durch jeden einzelnen von uns. Man muss sich selber an der Nase nehmen. Ich bin grundsätzlich ein optimistischer Mensch. Wenn wir geschlossen kämpfen, können wir viel erreichen. Wie beim Mindestlohn: Da ist, wie eingangs gesagt, schon vor der Abstimmung einiges passiert.

Dominik Dietrich, 1986, ist Regionalsekretär der Gewerkschaft Syndicom für die Region Zürich/Ostschweiz. Er lebt in St.Gallen.

Interview: Peter Surber
Bild: Tine Edel

Einspruch: Thomas Schwager
Mut zum Engpass Stadtautobahn

Die Kapazität der St.Galler Stadtautobahn soll um eine dritte Röhre und einen neuen Autobahnanschluss im Güterbahnhofareal ausgebaut werden. Damit würde ein «Engpass beseitigt», meinen die Befürworter.

Die Autopartei ist zwar längst tot, ihr Gedankengut aber treibt weiterhin giftige Blüten. Auch in den Reihen der CVP, wo sich gleich drei motorisierte Parlamentarier gegen die Einführung einer Tempo 30-Zone wehren. Keine «Engpässe» für die Autopendler auf Kosten von Wohnquartieren.

85 Prozent des Verkehrs auf der Stadtautobahn sind hausgemacht: Ziel oder Quelle aller Fahrten liegen auf Stadtgebiet. Vergrössern wir den Verkehrsfluss, dann steigt auch der Druck auf das städtische Strassennetz. Das perfekte perpetuum mobile, dank dem sich jede neue Politik-Generation mit der immer gleichen Frage beschäftigt: Wie viel darf uns die Freiheit des motorisierten Bürgers kosten? Wie viel Lärm nehmen wir in Kauf, wie viel Platz, wie viel urbane Lebensqualität wollen wir opfern?

Das mit deutlicher Mehrheit angenommene städtische Reglement für eine nachhaltige Verkehrsentwicklung richtet sich nicht gegen das Auto. Das künftige Verkehrswachstum aber soll von anderen Verkehrsträgern aufgefangen werden. Wir dürfen dem Auto darum kein wertvolles Entwicklungsgebiet wie das Güterbahnhofareal opfern.

Die Engpassbeseitigung beginnt im Kopf. Der erste Schritt dazu ist die Einsicht, dass wir gelegentliche Engpässe auf der Stadtautobahn als positive Verkehrssteuerung betrachten. Wer zu Stosszeiten das ineffizienteste Verkehrsmittel wählt, der zahlt dafür in Form von längerer Fahrzeit.

Das starke Verkehrswachstum ist längst kein Zeichen des Fortschritts mehr, sondern führt letztlich zur Immobilität. Die Verkehrspolitik der Zukunft muss sich an der Effizienz orientieren. Ein Verzicht auf weiteren Strassenbau gäbe grosse finanzielle Mittel frei, um die Ziele einer nachhaltigen Verkehrspolitik umzusetzen.

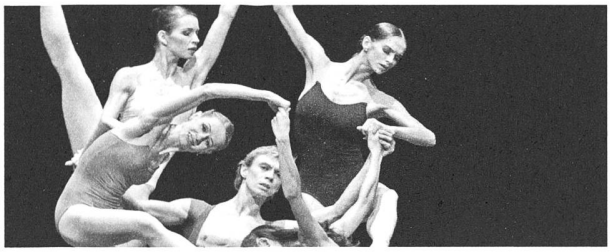
Das wird nicht von heute auf morgen gelingen, aber mit ersten Erfolgen wäre längst vor der Fertigstellung neuer Strassen zu rechnen. Beginnen wir heute damit und bekennen uns zum Engpass Stadtautobahn!

Thomas Schwager ist Stadtparlamentarier der Grünen in St.Gallen. Einspruch ist die monatliche Rubrik für Gastkommentare.

zh aw

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

School of Management and Law



Infoveranstaltung
MAS Arts Management

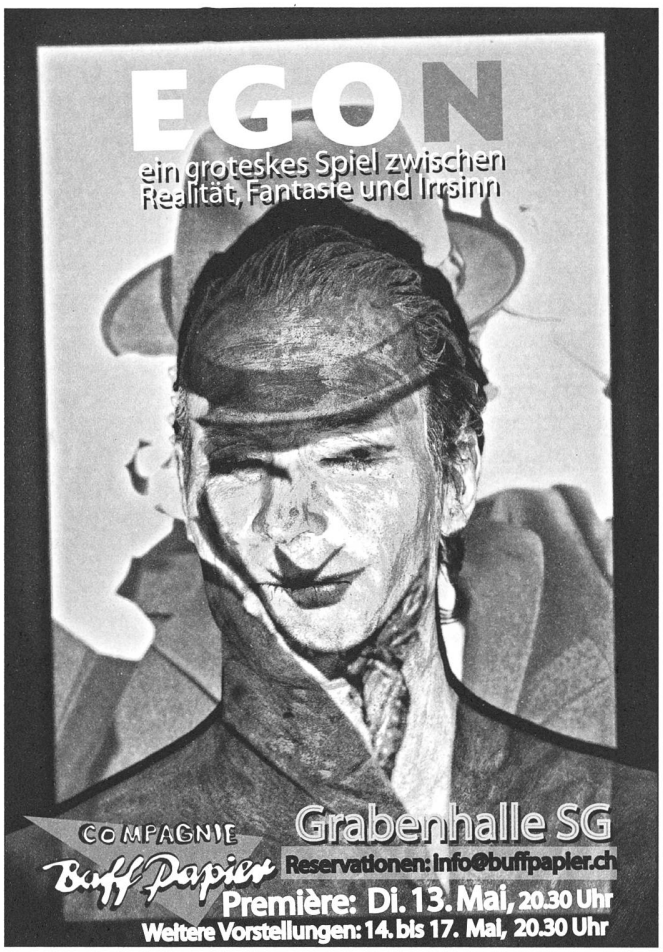
Dienstag, 1. Juli 2014, 18.15 Uhr, Winterthur
ZHAW School of Management and Law,
Stadthausstrasse 14, SC 05.77 (5. Stock)

Start der 16. Durchführung: 16. Januar 2015

ZHAW School of Management and Law – 8400 Winterthur
Zentrum für Kulturmanagement – Telefon +41 58 934 79 79
www.zkm.zhaw.ch

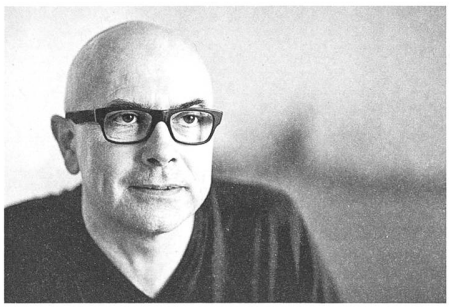
Building Competence. Crossing Borders.

Zürcher Fachhochschule



Stadtpunkt

Phrasen dreschen



Möchten Sie auch ein Standortfaktor sein?

Ich frage mich das, seit der durch und durch durchschnittliche Chefredaktor des Monopolblatts geschrieben hat, dass Durchschnittliches langweilig sei und die Stadt sich ruhig etwas ins «Födle chlübe» soll, wenn sie denn «Metropole der Ostschweiz» sein wolle. Da sind wir doch alle gefragt, oder?

Bloss, wo beginnen?

Der Stadtpräsident meint, mit kritischer Reflexion, mit Analyse der Konkurrenz und der Definition von Zielgruppen und Zielmärkten, denn «wir wollen uns als grossregionalen und nationalen Player positionieren».

Zum Glück hat er nicht «grossnationalen» gesagt, das hätte sonst womöglich das gute Bild etwas getrübt, das die Stadt mit ihrem Nein zur Massenentsolidarisierungsinitiative am 9. Februar abgegeben hat. Aber Stadtpräsident und Chefredaktor haben sich Ende März ja bloss Sorgen um St.Gallen als Kongressstadt gemacht, Standortmarketing halt.

Aber wie verhält es sich mit den Kollateralschäden solcher Bestrebungen? Und was haben wir Aneignerinnen und Aneigner des öffentlichen Raums davon?

Nehmen wir zum Beispiel den Gallusplatz, der ist jetzt schön touristisch-museal hergerichtet (Rollatoren müssen leider draussen bleiben...), eine nostalgisch verklärte Flüsterzone, in die sich der Standortfaktor Wohnbevölkerung hoffentlich zügig und zahlreich hervorwagen möge. «Eine Visitenkarte für die Stadt!» werden einige ausrufen, «ein gepflästertes Valium» kontern die anderen.

Wieder andere haben bereits Pläne für gepflegte Events, schöngeistige Festivals und weitere Erbaulichkeiten mit Anschluss ans Weltkulturerbe. Man will den Zielgruppen aus den Zielmärkten schliesslich etwas bieten.

Aber wie wollen wir, die daran interessiert sind, wie der Strand unter dem Pflaster aussieht, uns als Standortfaktoren einbringen?

Der grosse Stadtsoziologe Hartmut Häussermann hat einmal gemeint, dass Festivalisierung das «organisierte Wegsehen von sozialen, schwer lösbaren und wenig spektakuläre Erfolge versprechenden Problemen» sei.

Wir werden uns darüber unterhalten müssen.

Dani Fels, 1961, ist Dozent an der FHS St.Gallen und Fotograf. Er schreibt monatlich die Stadtkolumne in Saiten.

Tag der Arbeit I

Vom Theater-Prekariat

Die Plattform theaterjobs.de hat 1817 Theaterleute aus Deutschland, Österreich und der Schweiz online anonym über ihre Einkommenssituation befragt. Das Fazit, kürzlich publiziert: Der Median (Mittelwert) der Schauspieler-Gagen liegt bei 1800 Euro brutto im Monat. Ein Viertel der befragten Schauspieler ist «dauerhaft armutsgefährdet» (unter rund 1000 Euro netto im Monat), ähnlich sieht es bei der Regie aus – wobei Regisseurinnen ein Viertel weniger als ihre männlichen Kollegen verdienen. Nur 11 Prozent der angestellten Theaterschaffenden haben einen unbefristeten Vertrag – alle anderen arbeiten in zeitlich befristeten Verträgen.

«Spielen macht Spass und arm»: So titelt nachtkritik.de seinen Bericht über die Untersuchung. Jetzt, vor der Abstimmung vom 18. Mai, doppeln der Bühnenkünstlerverband SBKV und ACT, der Berufsverband der Freien, nach: In einem Communiqué kritisieren sie die «prekären Lohnverhältnisse» an Schweizer Theatern. Die Einstiegslöhne lägen «oft deutlich unter den Zielgrössen der Mindestlohn-Initiative». Einzig Opernhaus und Schauspielhaus Zürich zahlen Mindestlöhne von 4020 bzw 4000 Franken; Konzert und Theater St.Gallen figuriert mit 3700 Franken im Mittelfeld neben Neumarkt Zürich oder Basel und Bern, noch tiefer liegen die Löhne bei kleineren Bühnen.

Und in der freien Szene? Gemäss ACT-Richtlinien von 2010 gälte im freien Theater ein Wochenlohn für Proben von 1250 Franken als Richtgrösse, dazu pro Aufführung 400 Franken. Mit drei Projekten im Jahr und weiteren Sprech- oder Lehraufträgen käme ein Schauspieler, eine Schauspielerin mit durchschnittlicher Beschäftigung so auf ein Brutto-Einkommen von 44'250 Franken oder einen Netto-Monatslohn von rund 3'200 Franken.

Man kann jetzt klagen. Oder man kann sich mit Brecht fragen, warum die Verhältnisse so sind wie sie sind. Frage eins: Ist künstlerische Arbeit schlecht bezahlt, weil sie gesellschaftlich noch immer nicht als gleichwertig anerkannt ist? Frage zwei: Lässt sich künstlerische Arbeit gar nicht in üblichen Massstäben bewerten? Frage drei: Könnten sich chronisch unterfinanzier-

Kanton St.Gallen
Gewerbliches Berufs- und Weiterbildungszentrum St.Gallen

Schule für Gestaltung St.Gallen
Höhere Fachschule für Künste, Gestaltung und Design

Produktdesign

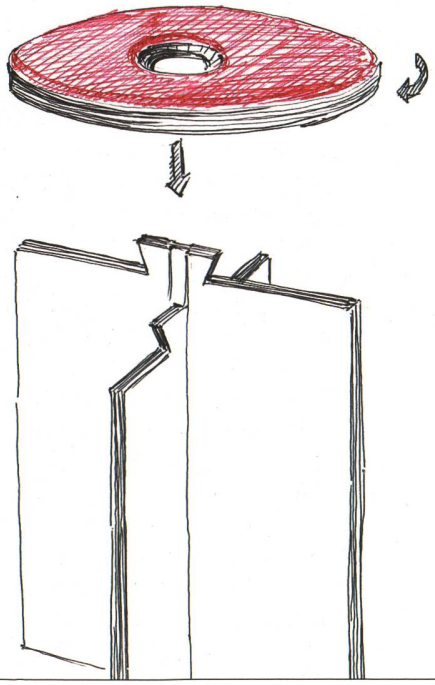
Dipl. Gestalter/in HF

Lehrgangsstart August 2014

Infoabende
22. Mai und 3. Juni | 19.00 Uhr
Demutstrasse 115 | 9012 St. Gallen

Weitere Informationen unter
058 228 26 30 | www.**gbs**sg.ch
/SchuleFurGestaltungStGallen

Neu



velvet.ch

ZENTRUM PAUL KLEE BERN
16/04—17/08/14

A LINE TAKING WALK FOR A

ZPK

TWOMBLY
MARDEN
KLEE
WOOL ...

WWW.ZPK.ORG

Stadt St.Gallen
Sportamt

Sommer-Sauna-(S)Pass

für Hallenbad und Sauna Blumenwies

vom 1. Mai bis 31. Oktober für nur CHF 200.–

te Kulturinstitutionen ihr Programm überhaupt noch leisten, wenn Mindestlöhne nicht nur für die Technik, sondern auch fürs künstlerische Personal bezahlt werden müssten? Frage vier, entscheidend: Was ist uns Kultur wert – nicht im ideellen, sondern im schnöde materiellen Sinn?

Gelegenheit, diese Fragen zu diskutieren, böte sich vor dem 18. Mai – und wohl auch danach.

Peter Surber

Tag der Arbeit II
Kultur, Geld, Markt

Die ökonomische Situation der Schweizer Kulturschaffenden wird durch drei Faktoren definiert: die Kulturförderung, die Nebenerwerbsmöglichkeiten und den Markt. Die Förderung ist vielseitig: Gemeinden, Kantone, der Bund und eine unüberblickbare Zahl von Stiftungen vergeben Stipendien, Reise-, Druck- und Produktionszuschüsse oder verleihen Preise und Atelieraufenthalte. Gerade in jungen Jahren gelingt es den erfolgreichsten unter den Künstlerinnen, damit ein Auskommen zu finden.

Ergänzt wird dieses engmaschige Fördernetz durch die Möglichkeit, in der Schweiz mit vergleichsweise geringem Aufwand einem «Brotjob» nachzugehen. Vielen Kulturschaffenden reichen diese beiden Einnahmequellen zu einem bescheidenen Auskommen, weshalb sie sich über die dritte Möglichkeit, den Markt, nicht allzu viele Gedanken machen.

Doch Stipendien, Kunstpreise und Nebenjobs sind kein nachhaltiges Businessmodell; 20'000 Franken halten vielleicht eine 28-jährige Jungkünstlerin ein halbes Jahr über Wasser; für einen Künstler mit Familie reicht es gerade noch für zwei bis drei Monate, falls das Geld nicht gleich ans Steueramt geht. Und auch der Nebenjob hat seine Tücken: Das Gerangel um Stellenprozente, der Geigenunterricht für unwillige Gören, die Teilzeitarbeit ohne Aussicht auf Aufstieg kann über die Jahre ganz schön demotivierend sein. Stellt sich dann noch Nachwuchs ein oder verliert man die günstige Wohnung, stellt sich plötzlich, trotz beachtlicher Karriere, die Frage: wie weiter?

Und sie wird sich künftig nicht erst mit vierzig, sondern bereits am Studienende stellen. Die Kunsthochschulen bilden Jahr für Jahr mehr Profis aus, bei gleich bleibenden oder gar sinkenden Förderbudgets. Die fortschreitende Digitalisierung von Film, Musik und Büchern trägt ihrerseits zur Erosion der Wertschöpfungskette bei. Wer sein Leben lang Kunst schaffen will, tut gut daran, sich rechtzeitig mit dem Markt zu beschäftigen. Eine Möglichkeit dazu bietet Crowdfunding.

In der Regel wird Kultur ja für ein Publikum gemacht, und dieses will umworben und beteiligt werden. Der Erfolg von Crowdfunding-Plattformen wie kickstarter.com in den USA oder wemakeit.net in der Schweiz zeigt, dass die Bereitschaft des Publikums, für Kultur zu bezahlen und an der kulturellen Produktion zu partizipieren, in einem bemerkenswerten Ausmass vorhanden ist. Es liegt nun an den Kulturschaffenden, das Publikum zu verführen.

Seit wemakeit im Februar 2012 online ging, wurden über 600 Projekte im Wert von 4,5 Millionen Franken finanziert: Kunstaktionen, Theateraufführungen, Photobücher, Comics, Konzerte, Kurzfilme, Kataloge, Dokumentarfilme. Die Projektsummen bewegen sich zwischen tausend und 100'000 Franken, die Zahl der Unterstützer zwischen zehn und tausend, Tendenz steigend.

Johannes Gees
Künstler und Mitbegründer
der Plattform wemakeit.net

Tag der Arbeit III
Abschalten, umschalten

Für gewöhnlich bin ich am produktivsten zwischen Mitternacht und Morgendämmerung. Für gewöhnlich kaufe ich mein WC-Papier an der 24-Stunden-Tankstelle. Ich freue mich jedes Mal, wenn die Frauen dort fragen, ob ich die Packung Lucky Strike und das Eier-Sandwich auch brauche. Es erinnert mich an den Dorfladen aus meiner Kindheit, wo Frau Sackmann immer fragte, ob ich mein Rädli Fleischchääs noch wolle. «Meine Dorftankstelle», denke ich auf dem Nachhauseweg. Schade, dass die Frauen dort nicht verdienen, was sie verdienten.

Die sogenannte 24-Stunden-Gesellschaft hat wie alles ihre Vor- und Nachteile. Manche sehen sie als Problem, verständlich: Sie ist noch jung, für Individuen weniger eine Herausforderung als für die Gesellschaft. Arbeitsrechtlich liesse sich vieles effizient und flexibel regeln, würde man sie als Fakt ebenso akzeptieren wie die Digitalisierung. Zurück geht ohnehin nicht. Zu Ende gedacht, gäbe es in einer sozialverträglich organisierten 24-Stunden-Gesellschaft wohl auch keine Nachtzuschläge oder Sonntagsarbeit, in einer globalen Gemeinschaft erst recht nicht; Arbeit wäre Arbeit, gäbe es keine Studien, die besagen, dass Nachtarbeit ungesund ist. Je nach Rahmenbedingung ist Arbeit an sich ungesund.

Das Problem ist nicht die 24-Stunden-Gesellschaft, sondern dass viele verlernen, Arbeit und Freizeit zu trennen. Das hat sicher mit Leidenschaft zu tun, sollte sie einem beschert sein, viel mehr aber noch mit der technologischen Umwelt, die sich seit meiner Geburt 1984 rasant verändert hat. Sie passt so gar nicht zum sturen Nine-to-five-Trott. Mails werden nachts beantwortet, Kundinnengespräche an Feiertagen geführt, Geschäftspartner im Ausgang akquiriert und Stadträte rufen am Wochenende zurück.

Für mich persönlich bedeutet das Freiheit, unabhängig sein, zeitlich und räumlich. Ich liebe meinen Beruf, Arbeit und Freizeit will ich deshalb gar nicht unbedingt trennen. Auszeiten kenne ich kaum. Wie viele aus meinem Umfeld bin ich dauervernetzt – abschalten ist schwer geworden. In den Flugmodus muss ich mich zwingen, zehn Minuten später ertappe ich mich beim Online-Zeitung lesen. Stressig wird dies, wenn der Perfektionismus überhand nimmt, der Enthusiasmus oder das Pflichtgefühl. Dann verkehrt sich die Freiheit zum digitalen Gefängnis.

Ich bin überzeugt, dass wir die 24-Stunden-Gesellschaft aktiv gestalten müssen, bevor ihre Auswüchse unsere Leben diktieren. Die Definition von Arbeits- und Privatleben wird künftig nicht mehr so eng sein. Trotzdem muss gerade meine Generation den Mut haben, sich Freiräume zu nehmen: abschalten, ausschalten, umschalten.

Wie ich mich kenne, muss ich das auf die harte Tour lernen. Im Mai werde ich mir deshalb einen kalten Entzug gönnen und zwei Wochen in einer Hütte ohne Internetzugang verbringen. Und ja: ich habe Angst davor.

Corinne Riedener